

Wie weiter mit den Religionen?

Religionen im Gespräch 9, 2013

Haus der Religionen, Hannover

19. September 2013

Eine Veranstaltung der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers in Kooperation mit dem Haus der Religionen.

Gäste:

Prof. Dr. **Gerhard Wegner**, Evangelische Kirche in Deutschland

Dr. **Sadiqu Al-Moullie**, Zentralrat der Muslime

Nils Friedrichs, Universität Münster

Moderation: Prof. Dr. **Wolfgang Reinbold**, Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers

Herzlich Willkommen zum 9. Gespräch unserer Reihe „Religionen im Gespräch“, heute Abend mit dem Thema: „Wie weiter mit den Religionen?“

Wenn man sich umschaute, wie es weltweit um die Religionen steht, dann stößt man auf ein merkwürdiges Phänomen: Überall auf der Welt scheinen die Religionen zu boomen. In Europa aber und insbesondere in Deutschland nehmen sie ab. Vor einigen Monaten ist der Religionsmonitor 2013 der Bertelsmann-Stiftung erschienen, und eines seiner Ergebnisse ist: In Deutschland werden im Westen nur noch 25 % der Kinder religiös erzogen. Im Osten ist es gar nur jeder Achte.

Ein weiteres Ergebnis des Religionsmonitors, das aufhorchen lässt: Mehr als jeder zweite Deutsche sieht im Islam eine Bedrohung. Dazu passt eine Studie der Universität Münster aus dem Jahr 2010, an der einer unserer heutigen Gäste beteiligt war. Die Studie kam zu dem Ergebnis, dass in Westdeutschland 58 Prozent der Befragten eine negative Haltung zu Muslimen haben und im Osten sogar 62 Prozent. In den Vergleichsländern, die man seinerzeit untersucht hat – Frankreich, Holland, Dänemark, Portugal – sind die Werte erheblich niedriger, da ist es etwa jeder Dritte, in Deutschland zwei von drei Befragten.

Das sind irritierende Ergebnisse, und es stellt sich die Frage: Hängt das irgendwie zusammen? Was ist da eigentlich los? Ist Deutschland dabei, ein Land ohne Christen zu werden? Warum ist die Stimmung gegenüber Muslimen hierzulande schlechter als in den Nachbarländern? Gibt es da einen Zusammenhang, braucht es womöglich starke Religionsgemeinschaften, starke Kirchen für ein tolerantes Miteinander?

Das sind einige der Fragen, die wir heute diskutieren wollen, und ich freue mich, dass wir drei Gäste da haben, die sich intensiv mit diesen Themen befassen. Ich begrüße zu meiner Linken Gerhard Wegner. Du bist evangelischer Theologe, wie ich auch, daher kennen wir uns. Du hast in Marburg und Nairobi studiert und bist Direktor des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Evangelischen Kirche in Deutschland. Du warst, daher kennen einige Dich hier im Haus der Religionen, der Leiter des Büros der evangelischen Kirche für die Weltausstellung EXPO 2000, danach Direktor des kirchlichen Dienstes in der Arbeitswelt in der hannoverschen Landeskirche. Nebenher bist du Professor für Praktische Theologie in Marburg, eines deiner

Schwergebiete dort ist die Religionssoziologie. Zurzeit sitzt das Sozialwissenschaftliche Institut an einer großen Studie zur Frage „Wie geht es der Kirchengemeinde?“ Herzlich Willkommen Gerhard Wegner!

Ich begrüße herzlich Sadiqu Al-Mousllie. Sie sind in Syrien geboren, in Kuwait aufgewachsen, mit einer Dänin verheiratet und in dieser Kombination ein ganzer Deutscher, wie Ihr Sohn es zu formulieren pflegt, wie Sie es uns eben im Vorgespräch erzählt haben. Sie sind Mediziner, Zahnarzt in Braunschweig und dort Vorsitzender der Islamischen Gemeinschaft, die ihrerseits Mitglied im Zentralrat der Muslime in Deutschland ist. Als Vertreter des Zentralrats sind Sie heute hier, in Vertretung von Herrn Mazyek, der kurzfristig abgesagt hat. Herzlich Willkommen Herr Al-Mousllie.

Last but not least begrüße ich herzlich Nils Friedrichs vom Institut für Religionssoziologie an der Universität Münster. Sie sind hier ganz in der Nähe in Peine geboren, haben in Braunschweig studiert, Soziologie, Psychologie und Volkswirtschaft. Dann sind Sie nach Münster gegangen zum religionssoziologischen Institut und haben an der von mir eben erwähnten Studie zur religiösen Vielfalt in Europa mitgearbeitet. Zurzeit sitzen Sie an einer Doktorarbeit zum Thema „Persönlichkeit, Religiosität und Toleranz“. Herzlich Willkommen, Herr Friedrichs.

Mein Name ist Wolfgang Reinbold. Ich bin der Beauftragte für Kirche und Islam in der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers und heute Abend der Moderator.

I Religiosität nimmt ab

Gerhard Wegner, ich will einmal mit einem der Hauptergebnisse des Religionsmonitors beginnen. Man hat die Generationen gefragt, wie stark ihre religiöse Bindung ist. Das Ergebnis: Die Bindung an Religion ist bei den über 60-Jährigen stark, bei den 31–60-Jährigen weniger stark und bei den 16–31-Jährigen noch weniger stark. In Zahlen: es geht in Westdeutschland von 70 Prozent bei den über 60-Jährigen runter auf 42 Prozent, und im Osten von 32 Prozent runter auf 21 Prozent. Man hat den Eindruck: Es wird immer weniger, je jünger man wird. Stimmt dieses Ergebnis des Religionsmonitors zu den Studien, die ihr in den letzten Jahren erstellt habt?

Wegner: Ja, das kann ich weitgehend bestätigen. Wir haben diesen Effekt, dass mit jeder nachwachsenden Generation die kirchliche Nähe und die Religiosität insgesamt abnehmen. Das ist deutlich festzustellen. Zwar gibt es immer einmal leichte Auf- und Abwärtsbewegungen. Aber im Trend ist das so.

Das hat vor allen Dingen mit einer abnehmenden Kraft der religiösen Sozialisation in den Familien zu tun. Das kann man ganz deutlich nachweisen. Das zeigt der Religionsmonitor, und unsere eigenen Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen zeigen es auch. Die neueste, fünfte Untersuchung, die gerade in Arbeit ist, macht das noch einmal drastisch deutlich. Die Bedeutung der Religion in den Familien lässt nach, dadurch gibt es keine Gewöhnung an Religion mehr, und dann bleibt nicht mehr viel übrig. Das ist das Problem, das wir haben.

Reinbold: Herr Friedrichs, ist das ein Trend, den es nur in Deutschland gibt? Wie sieht es aus in Europa insgesamt? Weltweit boomt die Religion ja, wie ich eingangs sagte. In China etwa gibt es inzwischen mehr Christen als in Deutschland, und der Anteil der afrikanischen Christen an der weltweiten Christenheit hat sich in den letzten hundert Jahren mehr als verzehnfacht. Auch in Südamerika ist die Religion sehr stark – nur in Deutschland nicht. Gibt es eine Antwort darauf, woran das liegt?

Friedrichs: Es gibt eine Antwort darauf in der Religionssoziologie, oder man müsste wahrscheinlich eher sagen: Es gibt verschiedene Antworten darauf. Man muss zunächst sagen, dass es kein rein deutsches Phänomen ist. Es ist ein europäisches Phänomen. Sie finden es insbesondere in den westeuropäischen Gesellschaften.

Was sind seine Ursachen? Ich selber würde sagen: Es hängt mit vielen tief greifenden gesellschaftlichen Veränderungsprozessen zusammen, die die Wirkmächtigkeit der Religion ausgehöhlt haben. Das sind Prozesse von Individualisierung, von Wohlstandsanhebung, vom Entstehen alternativer Weltdeutungsangebote. Sie führen dazu, dass Religion zwar nicht verschwindet, aber nur eine Wahlmöglichkeit unter vielen anderen wird.

In der Religionssoziologie nennt man das „Säkularisierung“: Die Wahrscheinlichkeit, dass man selber religiös ist, geht mit dieser Erweiterung der Optionen zurück. Ich denke, das, was Herr Wegner eben geschildert hat, der Rückgang der religiösen Sozialisation, ist eine Neben- oder Nachfolge genau dieser gesellschaftlichen Veränderungsprozesse.

II „Säkularisierung“ – stimmt die alte These noch?

Reinbold: Gerd Wegner, nun gibt es in letzter Zeit aber doch einige, die sagen: Säkularisierung? Daran hat man geglaubt vor zwanzig, dreißig Jahren. Der Freiburger Soziologe Hans Joas etwa hat im letzten Jahr ein Buch geschrieben, in dem er starke Zweifel an der These von einer „Säkularisierung“, also einer fortschreitenden Verweltlichung anmeldet [Glaube als Option, Freiburg 2012]. Man schaue sich doch nur einmal in Afrika um und in all den Ländern, in denen die Religion boomt. Wie passt das zusammen?

Wegner: Wenn man die ganze Welt ansieht, dann ist es in der Tat schwierig, einen allgemeinen Trend festzustellen in Richtung einer Säkularisierung. Das Bild ist sehr differenziert. In einzelnen Religionen wie etwa Afrika, da brummt es, ebenso in Lateinamerika und an anderen Orten.

Aber wenn man auf Europa schaut, dann sieht man in allen westeuropäischen Ländern im Laufe der letzten zwanzig bis dreißig Jahre niedergehende Kurven, was Gottesdienstbesuch, was Kirchenmitgliedschaft, was eigene religiöse Praxis anbetrifft. In einigen Ländern sind richtige Abstürze festzustellen. Nehmen wir einmal Spanien als Beispiel, da sind die Zahlen gewaltig heruntergegangen. Ähnlich ist es in Skandinavien. In Schweden etwa gehen die Zahlen rasant herunter. Zwar gibt es auch Ausnahmen von diesem Bild, Polen zum Beispiel, da ist es noch nicht so. Aber im Ganzen ist das Bild klar.

Insofern, wenn man „Säkularisierung“ danach misst, wie oft die Leute zur Kirche gehen, wie oft sie beten, wie oft sie einen Gottesdienst besuchen, wie es steht um die klassischen Formen religiöser Partizipation, dann kommt man, was Europa anbetrifft, um die Säkularisierungsthese nicht herum.

Etwas anders ist es, wenn man danach fragt, ob es nicht neue Formen religiöser Kommunikation, religiösen Bewusstseins, religiöser Praxis gibt. Und da zeigen unsere Untersuchungen, dass andere Formen einer neuen religiösen Art entstanden sind, die etwa stark im religiösen Selbstgespräch bestehen oder die religiöse Selbsterfahrungen beinhalten und Ähnliches mehr. Das sind Formen von religiöser Kommunikation, die man allerdings kaum mehr sehen kann. Es ist eine Art unsichtbare Religion. Die These ist uralte, der Soziologe Thomas Luckmann hat schon vor fünfzig Jahren davon gesprochen. Aber es spricht einiges dafür, dass dem so ist. Also: Religion verschwindet nicht, kann auch so nicht verschwinden. Aber dass sie eine soziale Gestalt gewinnt, dass sie eine Kirche wird oder eine Moschee oder Ähnliches, das ist seltener der Fall.

Reinbold: Und wie steht es um das Gegenbeispiel, das häufig zitiert wird, nämlich die Vereinigten Staaten, wo die Religion nach wie vor brummt – keine Säkularisierung dort?

Wegner: Die letzten Zahlen aus Amerika zeigen, dass es auch in den USA weniger wird, allerdings langsamer als in Europa und nicht so stark.

III Lässt die Religiosität auch im Islam nach?

Reinbold: Herr Al-Mousllie, wie steht es in dieser Hinsicht um den Islam? Wenn man sich die großen Meinungsumfragen ansieht, dann sagen regelmäßig 85 bis 90 Prozent der befragten Muslime, dass ihnen Religion wichtig sei. Wenn man allerdings in die Moscheen selbst hineingeht, dann hört man manchmal auch: Ach die Jugend, die wollen nicht so richtig, es ist so schwer, es kommt keiner mehr. Im Religionsmonitor sind die Muslime auch nicht diejenigen, die am häufigsten beten, sondern es sind die Katholiken. Sie gehen häufiger zur Kirche als die Muslime zur Moschee. Hat der Islam teil an diesem Prozess der Säkularisierung, von dem Herr Wegner und Herr Friedrichs gesprochen haben?

Al-Mousllie: Ich denke, es ist in der Gesellschaft der Eindruck entstanden, dass Religion nicht mehr modern ist. Man hat das Gefühl: Wenn man religiös ist, wenn man sich nach außen religiös gibt, dass man dann

Kritik bzw. komische Blicke erntet. Ich meine, dass das auch daran liegt, dass Religion in der Gesellschaft eher schwach vertreten ist, auch in der oberen Schicht, bei den Vorbildern der Gesellschaft. Ich finde: Das ist das, was wir brauchen, wenn wir Religion den Menschen vorstellen wollen. Wir brauchen Vorbilder. Wir müssen deutlich machen, dass ein Arzt ein religiöser Mensch sein kann, auch ein Ingenieur kann religiös sein, und er kann das nach außen zeigen.

Ich meine auch, dass einer der wesentlichen Gründe dafür, dass Religion im Allgemeinen in Deutschland und in Europa eher schwach vertreten ist, die Familienstruktur ist. Die religiöse Erziehung, die hauptverantwortlich dafür ist, dass Religion in jungen Jahren weitergegeben wird, das religiöse Gefühl, das religiöse Verständnis, all das ist leider Gottes sehr zurückgegangen in den letzten Jahrzehnten. Und wenn man erst einmal erwachsen geworden ist, dann ist es schwer, zu sagen: Jetzt bin ich auch religiös.

Für uns Muslime bedeutet Religiös-Sein nicht nur, in die Moschee zu gehen. Das ist ein Grund dafür, dass viele Muslime, viele Jugendliche auch nicht unbedingt in die Moschee gehen. Es gibt lukrativere Sachen, als in die Moschee zu gehen. Aber wenn es beispielsweise um das Freitagsgebet geht, dann sehen Sie doch viele Jugendliche in der Moschee. Es ist ein Gebot, das die Leute achten.

Letztendlich fragt sich ein Muslim: Muss ich nur in die Moschee gehen, um religiös zu sein? Nein, ich kann auch das, das und das machen. So bin ich auch religiös. Das erklärt vielleicht die Differenz, die in den Meinungsumfragen sichtbar sind – wobei ich persönlich eigentlich eher feststelle, dass sich immer mehr Jugendliche engagieren, weil sie das Verständnis der Religion besser mitbekommen. Besonders wenn da eine Gemeinschaft ist, die sich darum kümmert, die Werte weiterzugeben und das zu vermitteln. Ich lebe zwar in Deutschland in einer mehrheitlich christlichen Umgebung. Aber ich kann trotzdem meine Religion wunderschön und wunderbar leben. Das bekommen die Jugendlichen immer mehr mit.

Reinbold: Das heißt also: Viele Muslime finden ihre individuelle Form, religiös zu sein, sie finden ihre ganz eigene Art und Weise, mit der Religion umzugehen?

Al-Moullie: Es kommt darauf an, was ich umsetze als Muslim. Religiös zu sein, das ist nicht nur in die Moschee gehen. Sondern ich kann auch mit meinem Nachbarn gut umgehen, das ist religiös. Ich kann mit meiner Mutter gut umgehen, das ist religiös. Ich kann mit meinen nichtmuslimischen Nachbarn gut umgehen, mit meinen Patienten. Das ist alles Bestandteil dieses religiösen Verständnisses. Deswegen versteht sich ein Muslim als Religiöser, aber auch als Vollintegrierter in der Gesellschaft – und nicht als Bewohner zweier paralleler Welten. Das spielt eine große Rolle aus meiner Sicht.

Reinbold: Also: Man kann auch religiös sein, indem man einfach im Alltag den Nächsten liebt, wie wir christlich sagen würden, indem man den Nächsten gut behandelt?

Al-Moullie: So wie es der Prophet Mohammed sagt und wie uns das beigebracht wurde: Zu seinen Nachbarn, Freunden, Gefährten, Frauen und zur Familie gut sein. Und natürlich gibt es die fünf Säulen des Islams, die auch geachtet werden, und das Gebet ist eine der wichtigsten von ihnen.

IV Deutschland, ein christliches Land?

Reinbold: Herr Friedrichs, interessant im Religionsmonitor und in vielen anderen Studien finde ich Folgendes. Die Befragten sagen auf der einen Seite: Religion ist nicht mehr so wichtig. Auf der anderen Seite sagen sie: Dies ist ein christliches Land, und dieses Land muss christlich bleiben. Das sagen auch die Religionslosen. Wie geht das zusammen?

Friedrichs: Ich glaube, dass das gar nicht so widersprüchlich ist, wie das vielleicht auf den ersten Blick scheint. In der Tat kommt der Religionsmonitor zu dem Ergebnis – und eigentlich nahezu alle anderen Untersuchungen auch –, dass sowohl das Christentum als Religionsgemeinschaft als auch die Christen als Personengruppe ein sehr hohes Ansehen in Deutschland genießen.

Nun muss man zunächst sagen: Die Frage der kulturellen Prägung durch das Christentum wird wahrscheinlich von vielen Menschen einfach als historische Tatsache verstanden. Darüber hinaus ist es aber in der Tat so, dass es Bereiche in der Gesellschaft gibt, wo die Menschen die Religion und gerade auch die Kirchen mit ihrem Engagement sehr gerne sehen. So ist es beispielsweise im sozialen Bereich. Man

möchte, dass die Kirchen Schulen unterhalten, man möchte, dass die Kirchen Kindergärten unterhalten. Was man nicht möchte, ist, dass die Kirchen einem in die eigene Lebenspraxis hineinreden, dort, wo es um alltagsmoralische Vorstellungen angeht, dort, wo es um das Familienbild geht. Da möchte man die Religion heraushalten.

Das Entscheidende ist nun – und das kann man sehr klar sagen – , dass diese Wertschätzung des Christentums nicht einhergehen muss mit einer eigenen religiösen Bindung. Das muss man ganz klar unterscheiden. Viele schätzen das Christentum, selbst die Konfessionslosen, die keine Zugehörigkeit haben und trotzdem eine hohe Wertschätzung für Christen.

Reinbold: Gerd Wegner, ich habe in der Zeitung kürzlich ein schönes Wort gelesen in einem Interview mit einem Leipziger Pastor, Christian Wolff heißt er und arbeitet an der berühmten Thomaskirche. Er hat der ZEIT gesagt: „Stellen wir uns eine Stadt vor, in der es nichts mehr gibt, was mit Kirche zu tun, kein Kirchgebäude, keine Weihnachtsoratorien, keine Posaunenchor, keine Kinder- und Jugendarbeit. Wer will in einer solchen Stadt leben?“ Und dann sagt er: „Wir können uns Atheismus leisten, solange es Christen gibt.“ Ist da etwas dran? Die unreligiöser werdende Gesellschaft profitiert davon, dass es noch Christen gibt, und das funktioniert genau so lange, wie das so ist?

V Religiöse Menschen tun mehr für das Gemeinwohl

Wegner: Das ist eine schöne Frage. Man kann deutlich nachweisen, dass die Bindung an den christlichen Glauben – aber auch an den muslimischen Glauben, an den jüdischen Glauben und so weiter – dass eine solche Bindung für die Gesellschaft einen ganz großen Nutzen hat. Es hat, wie wir Soziologen sagen, sehr positive Auswirkungen auf die Bildung von „Sozialkapital“. Das zivilgesellschaftliche Engagement in der Gesellschaft ist bei den Religiösen höher als bei den Konfessionslosen. Leute, die etwas mit Glauben zu tun haben, engagieren sich mehr, nicht nur für die Kirche, sondern insgesamt für die Gesellschaft, für die soziale Ordnung, für die Nachbarschaft und so weiter.

Reinbold: Die Religiösen tun mehr für das Gemeinwohl?

Wegner: Ja, sie tun mehr. Völlig durchschlagend ist das beim Spendenverhalten. Diejenigen, die sich zu den Religiösen zählen, spenden viel mehr als die anderen. Auch was das Vertrauen anbetrifft, gibt es ganz hohe Werte. Was die Kirchen und die Religionen in dieser Beziehung leisten, ist ein Kitt für die Gesellschaft, ein integrativer Faktor, und insofern kann man dem zitierten Satz zustimmen.

Etwas anderes kommt hinzu, nämlich die symbolische Funktion, die etwa Kirchgebäude haben. Es ist hoch spannend zu sehen, wie insbesondere in Ostdeutschland Kirchbauvereine entstehen, die die Kirchen, die zu verfallen drohen, wieder aufbauen. Diese Kirchbauvereine bestehen nicht im engeren Sinne aus Christenmenschen. Sondern es ist ein zivilgesellschaftliches Engagement. Es geht darum, diese Symbole für etwas Übergreifendes, für Transzendenz in den Dörfern aufrecht zu erhalten, und dies nicht nur aus nostalgischen Gründen, sondern offensichtlich aus Hoffnungsgründen. Das erweckt nicht gleich Religiosität. Es ist ein Stück kulturelles, soziales Vermögen, das man pflegt, ein Vermögen, das kaum durch etwas anderes ersetzt werden kann. Sonst hätten wir halt leere Plätze. Aber was sind leere Plätze?

Friedrichs: Vielleicht noch eine kleine Ergänzung. Man muss sich klar machen: Die Gruppe, die in Deutschland beständig wächst, das sind nicht die Atheisten. Wir haben keine atheistische Bewegung in Deutschland. Die Gruppe, die wächst, das sind die religiös Indifferenten, also die, die keine Beziehung mehr haben zur Religion – das zeigen auch die Mitgliedschaftsuntersuchungen, die Herr Wegner gemacht hat.

Der konsequente Atheismus ist eine Minderheitenposition in Deutschland. Im Religionsmonitor wird der Atheismus gar nicht positiv gesehen. Und auch in unserer Untersuchung von 2010 kommen wir zu einem ähnlichen Ergebnis: Die Atheisten werden deutlich kritischer gesehen als die Christen.

Reinbold: Herr Al-Mousllie, Muslime schreiben und sagen manchmal, dass die schlechte Stimmung in Deutschland in Bezug auf das Thema „Islam“ mit genau diesem Phänomen zu tun hat. Hier äußere sich, so vermuten sie, ein Unverständnis gegenüber Religion insgesamt. Man hält Religion für eine Art von gepflegtem Wahnsinn. In der Beschneidungsdebatte etwa haben sich Leute zu Wort gemeldet, die gefragt haben: Was für einen Irrsinn machen die da? Was sind das für archaische Riten aus längst vergangenen

Zeiten? Der türkisch-deutsche Autor Eren Güvercin hat ein viel beachtetes Buch geschrieben über die von ihm sogenannten „Neomuslime“. Der letzte Satz dieses Buches lautet: „Die westliche Polemik gegen den Islam ist eine Polemik gegen Religion überhaupt.“ Ist da etwas dran?

Al-Moullie: Ich teile diese Meinung nicht ganz. Sicherlich spielt der Bezug einer Gesellschaft zur Religion insgesamt eine wichtige Rolle bei der Frage, wie sie zum Islam steht. Ich denke, der Hauptgrund dafür, dass Muslime oft negativ angesehen und dargestellt werden, in den Medien und in der Gesellschaft insgesamt, ist, dass Religion und Politik vermischt werden. Man projiziert politische Fragen in die Religion hinein oder versucht, politische Fragen religiös zu erklären. So wird die Religion instrumentalisiert, manchmal wird sie leider Gottes auch zum Thema des Wahlkampfes.

Ich denke, wir als Muslime sollten diesen Zusammenhang analysieren. Ich für mich bin zu dem Schluss gekommen – und ich denke, viele Muslime werden meine Meinung teilen –, dass wir eine Zeit lang zu wenig getan haben, um den Kontakt nach außen zu pflegen, dass der Andere uns besser versteht, dass er weiß, was wir machen.

Auf der anderen Seite weiß man natürlich auch, dass so eine Sache keine Einbahnstraße ist. Sie muss auch von den Anderen gewollt werden. Ich glaube, in dieser Richtung ist in Deutschland viel passiert in letzter Zeit.

Reinbold: Ich werde gleich noch einmal darauf zurückkommen. Vorab noch eine Frage an Gerhard Wegner zur Zukunft des Christentums in Deutschland. Ihr habt in ein paar Tagen die Jahrestagung des Sozialwissenschaftlichen Institutes, und ich habe im Programm gelesen, dass sie mit einer „zeitgemäßen Apologie“ endet, also mit einer Verteidigung des Christentums. Der Journalist Jan Roß von Der ZEIT hat ein viel diskutiertes Buch geschrieben, in dem er begründet, warum er Christ ist, warum das eine gute oder doch jedenfalls brauchbare Idee sein könnte, und warum es überhaupt gut und sinnvoll sein könnte, an Gott zu glauben [Die Verteidigung des Menschen. Warum Gott gebraucht wird, Berlin 2. Auflage 2012].

Mich erinnert das an die Lage, in der sich das Christentum ganz am Anfang befand, als man eine kleine Gruppe war, die da irgendwo im Osten des Mittelmeeres entstanden war, und dann musste man den Griechen und Römern erst einmal erklären, a) Was sind das für Vögel? Und b) Warum könnte es vielleicht gut und nützlich sein, so etwas zu haben? Ist das die Lage, in der sich die Kirche heute schon befindet oder in der sie sich in zehn oder zwanzig Jahren befinden wird, dass sie wieder Apologie betreiben und den Leuten erklären muss: Wer sind wir? Und: Warum sind wir gut für das Gemeinwohl? Sind wir da angekommen?

Wegner: Ich finde schon. Erklärung des Christentums ist die eine Sache. Die andere eine Aufklärung darüber, wie Religion funktioniert. Was ist überhaupt Religion? Diese Vorstellung, die du zitiert hast, dass Religion Spinnerei ist ...

Reinbold: In den Kreisen der Atheisten und Konfessionslosen gibt es die Religion des „fliegenden Spaghettimonsters“. Das wird gern zitiert ...

Wegner: Genau. Wir brauchen eine fundamentale Aufklärung darüber, dass Religion nicht einfach Blödsinn ist. Sondern dass sie zu tun hat mit Selbsttranszendenz von Menschen, um Hans Joas zu zitieren, mit Ergriffenheit vom guten Leben, mit den fundamentalen Bedingungen des menschlichen Lebens. Religion kann das eigene Leben reicher machen und beleuchten. [Hans Joas, Braucht der Mensch Religion? Über Erfahrungen der Selbsttranszendenz, Freiburg 2004].

So eine fundamentale Apologie im Blick auf Religion, glaube ich, brauchen wir. Ich mache immer wieder die Erfahrung – übrigens selbst in Pastorenkreisen –, dass ganz fundamentale Kategorien in dieser Hinsicht nicht mehr greifen oder nicht mehr bekannt sind. Das Leben reduziert sich auf das, was man erlebt in der Welt. Aber dass die Welt übersteigbar ist und dass es da etwas geben könnte, was Gott ist und so weiter, das ist ganz schwierig zu vermitteln.

Es ist inzwischen ja so – auch das zeigen Untersuchungen –, dass selbst im normalen Alltagsgespräch zwischen Freunden oder in der Familie oder in der Kneipe Religion als Thema immer mehr gemieden wird. Selbst im persönlichen Gespräch ist es peinlich, diese Dinge einmal wirklich vertiefend zu besprechen. Dadurch verschwindet die Religion aus dem öffentlichen Diskurs. Es bleiben nur noch ein paar Feuilletons

übrig, und da geht es dann oft um Terrorismus und so weiter. Deshalb: So etwas wie eine moderne Apologie, auch wenn das das falsche Wort ist, so etwas brauchen wir.

Reinbold: Wenn ich an die Tageszeitung von heute und gestern denke, fällt mir dazu noch ein Stichwort ein. Wenn Sie die Hannoversche Allgemeine lesen, dann haben Sie mehrfach das Wort „Weisheit“ gelesen, im Zusammenhang mit dem Besuch des Dalai Lamas. Auch das wäre doch ein Stichwort, zu dem in der Bibel eine Menge steht und das man wieder einmal stark machen könnte.

Wegner: Natürlich. Der Dalai Lama ist in dieser Hinsicht ja eine positive Figur.

VI Warum ist die Stimmung in Deutschland in Bezug auf Muslime so schlecht?

Reinbold: Herr Friedrichs, ich komme noch einmal auf die Studie aus dem Jahr 2010 zurück, an der Sie beteiligt waren. Die Stimmung in Deutschland gegenüber Islam und Muslimen ist deutlich schlechter als in Frankreich, Holland, Dänemark und Portugal. Gibt es eine Antwort darauf, warum das so ist? Haben die Deutschen eine besondere Aversion gegen Muslime, die die Franzosen nicht haben?

Friedrichs: Zunächst einmal muss man vielleicht sagen, was die Deutschen definitiv haben: Sie haben weniger Offenheit. Sie können weniger gut mit Vielfalt umgehen. Sie haben, da deutet alles darauf hin, weniger „Ambiguitätstoleranz“, wie wir sagen, das heißt, sie können nicht so gut mit Widersprüchen umgehen, nicht so gut widersprüchliche Erwartungen integrieren. Das schlägt sich in einem insgesamt negativeren Bild von Muslimen nieder.

Reinbold: Wenn ich kurz unterbrechen darf. Ist es so, dass man sagt: Also, wenn der dahergelaufene syrische Muslim bei uns sein will, dann muss er ein einhundertprozentiger Verfassungspatriot sein, sonst geht das nicht.

Friedrichs: Nicht ganz. Ich möchte beinahe sagen: Wenn es diese Haltung wäre, dann hätten wir schon einmal eine Grundlage, mit der wir arbeiten könnten. In Wirklichkeit ist es noch schwieriger.

Wenn man in einem Satz zusammenfassen sollte, was herausgekommen ist, dann ist es eine ganz klare Anpassungserwartung. Die Deutschen haben eine, wenn man so will, „tolerante“ Position in dem Sinn, dass sie bereit sind, Muslime in diesem Land zu dulden, im wörtlichen Sinn. Es geht um Duldung. Es geht weniger darum, dass ich bereit bin, den Muslim als gleichberechtigt, als Teil dieser Gesellschaft zu akzeptieren.

Die Haltung ist: Muslime sind hier, sie dürfen auch hier sein, aber eigentlich möchte ich gar nicht sehen, dass sie anders sind als ich. Eigentlich möchte ich, dass sie genau so sind wie ich. Ich möchte die Differenz zum Verschwinden bringen. Zumindest möchte ich, dass sie nicht öffentlich sichtbar wird. In diesen Kontext lassen sich sicherlich auch die Debatten um Moschee- und Minarettbau in Deutschland einordnen. Solange das eine Hinterhofmoschee ist, ist das nicht so problematisch. Wenn es aber ein repräsentativer Bau wird, dann möchten die Leute das eher nicht haben.

Reinbold: Heißt das, dass es überall da, wo es sichtbar wird, schwierig wird? Also wenn Muslime auf der Straße beten, weil die Moschee voll ist, dann wird das als Provokation empfunden?

Friedrichs: Das wird tatsächlich von vielen so empfunden. Die Religionsfreiheit wird sehr hoch gehalten, 90 Prozent sagen, das ist wichtig. 80 Prozent sagen, dass man alle Religionen respektieren muss. Wenn es aber um konkrete Inhalte geht: Ob Moscheen gebaut werden sollen in Deutschland, ob Minarette gebaut werden sollen, ob es muslimischen Mädchen erlaubt sein soll, aus religiösen Gründen ein Kopftuch in der Schule zu tragen – dann finden sich nur noch Minderheiten, die das befürworten und gestatten wollen. Ich denke, das hat wirklich sehr viel mit der Sichtbarkeit des Islams zu tun, die in Deutschland als Provokation erlebt wird. Damit können die Menschen in anderen Ländern offenbar deutlich gelassener und toleranter umgehen.

Al-Mousslie: Vielleicht kann ich an dieser Stelle auch noch ergänzen. Ich glaube, ich könnte der größte Verfassungspatriot sein – trotzdem ist es so, dass immer wieder von mir verlangt wird, dass ich das sage und demonstriere. Nicht wenige nutzen quasi jede Chance, um das anzuzweifeln. Leider Gottes hat es zum Teil auch schlechte Erfahrungen gegeben, über denen das Positive auf der Strecke blieb. Dabei spielen die

Medien eine große Rolle. Ich persönlich merke allerdings, dass es bei den Medien ein gewisses Umdenken gibt, hin zu einer differenzierteren Darstellung. Das ist das, was wir brauchen.

Eine Sache möchte ich noch ergänzen. Sie haben gesagt: Leute, die sich sozial engagieren, sind oft sehr religiös. Ich finde: Das sollten wir stärker sichtbar machen. Natürlich setzen sich nicht nur religiöse Menschen ein. Aber diejenigen, die religiös sind und sich einsetzen, die sollten das auch damit begründen, dass sie religiös sind: Deswegen setze ich mich für meinen Nachbarn ein, deswegen setze ich mich für meinen älteren Nachbarn ein, für meine Kinder, für meine Frau, für meine Mutter oder ähnliches. Das ist etwas, was wir leider sehr wenig oder sehr selten hören. So verschwindet es aus der Gesellschaft, und es wird eher peinlich, darüber zu reden.

Wegner: Noch ein Wort zur Islamfeindlichkeit in Deutschland: Ich glaube, dass wir Deutschen wirklich eine spezifische Art von Rigidität praktizieren. Das ist so beim Thema „Islam“, und es ist auch in internationalen Fragen häufig so.

Mir ist das ganz deutlich geworden angesichts der Wirtschaftskrise in Europa und unseres Verhältnis zu Griechenland. Wir haben auf einmal über die Griechen geredet, als müssten die Griechen alle Preußen werden. Nur wenn sie Preußen werden, können sie aus ihrem Schlamassel gerettet werden, und das liefert uns die Legitimation – jetzt werde ich mal etwas politisch –, Griechenland im Augenblick auf den Abgrund zumarschieren zu lassen. Kein Mensch in der öffentlichen Debatte hat mal gefragt, warum das in Griechenland so ist, wie es ist. Die Griechen haben eine ganze andere Wirtschaftskultur, eine andere Staatskultur, eine andere politische und religiöse Kultur. Keiner hat sich um ein Verstehen dieser Unterschiede bemüht, und Griechenland ist durch diese Politik wirtschaftlich vor die Wand gefahren worden. Das ist Prinzipienreiterei. Das steckt offenbar in uns drin, woher das auch immer kommen mag.

Reinbold: Herr Friedrichs, was Sie gesagt haben, klingt sehr negativ. Sie haben gesagt, dass das Problem vergleichsweise leicht zu lösen wäre, wenn der Streit um den Grad des Verfassungspatriotismus ginge. Tatsächlich aber, so sagen Sie, geht es um die Abstammung, und gefordert wird vollständige Anpassung. Das klingt so, als gäbe es kein Entrinnen daraus. Stecken wir da in der Falle?

Friedrichs: Ich würde es nicht zu negativ sehen. Insgesamt stellen wir in unserer Umfrage durchaus ein Bemühen fest, offen zu sein. Wir merken aber, dass das noch nicht so richtig gut funktioniert.

Ich denke, das hat viel zu tun mit unserem historischen Kontext, insbesondere mit der Einwanderungspolitik. In Dänemark beispielsweise gab es schon in den 90er Jahren Programme für die Durchmischung sozialer und ethnischer Milieus. In Deutschland ist das noch Neuland. Die größte muslimische Gemeinschaft in Deutschland sind die Türkischstämmigen. Sie sind vielfach durch die Gastarbeiteranwerbung in den 60er und 70er Jahren nach Deutschland gekommen. Und man muss man klar sagen: Da wurde eine wie auch immer geartete „Integration“ nicht gefördert, ja, sie war gar nicht erwünscht.

Das hat, glaube ich, damit zu tun, dass das Zugehörigkeitsverständnis in Deutschland stark mit der eigenen ethnischen Abstammung zusammenhängt. Das ist in anderen Ländern anders, in den Niederlanden etwa und in Frankreich, die wir auch in unserer Studie untersucht haben. Da hängt die Frage „Wer gehört eigentlich zu uns, und wer gehört nicht zu uns?“ tatsächlich stärker mit so etwas wie Verfassungspatriotismus zusammen. Also: Wer sich zu unserer Verfassung bekennt, der bekommt unsere Staatsbürgerschaft, der gehört dazu.

Auch in Frankreich gibt es natürlich Konflikte, Konflikte auch mit Muslimen. Aber eine Gleichsetzung von religiöser und ethnischer oder nationaler Zugehörigkeit, wie wir sie zum Teil in der deutschen Debatte finden, wo „Migranten“ und „Muslime“ auf einmal durcheinander gebracht werden, das würde es in Frankreich in dieser Form nicht geben. Da sind das französische Muslime.

Das ist in Deutschland anders. Zugehörigkeit ist bei uns stark durch das bestimmt, was schon immer „deutsch“ war, was quasi eine deutsche Abstammung hat. Dadurch haben es Menschen, die aus anderen Regionen zu uns kommen, relativ schwer, in einer Weise aufgenommen zu werden, dass sie wirklich als „zugehörig“, eben als Deutsche betrachtet werden. Allerdings muss man auch sagen, dass die Veränderungen im Einbürgerungsrecht in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren eigentlich in die richtige Richtung gehen. Das wird, glaube ich, die Integration langfristig erleichtern.

Reinbold: Herr Al-Mousslie, ich habe jetzt gehört: Die Ausgangsbedingungen sind außerordentlich schwierig, schwieriger als in den europäischen Nachbarländern. Sie haben aber auch gesagt: Was die Medien anbetrifft, wird es besser. Darf ich einmal fragen: Wie sind Ihre persönlichen Erfahrungen? Wie reagiert man auf Sie? Sind Sie eher der syrische Zahnarzt oder dann doch der deutsche Doktor, zu dem man hingehet, wenn man ein Aua hat?

Al-Mousslie: Ich bin einfach der Doktor. Meine Patienten denken nicht: Er ist Syrer bzw. syrischstämmig. Sondern er ist ein Doktor, der mir helfen kann. Das ist übrigens genau das, was wir brauchen. Ein Patient, der Hilfe braucht, der fragt nicht, woher der Arzt stammt, sondern er fragt sich: Kann er mir helfen, oder kann er mir nicht helfen? Ich finde: So sollten wir immer denken. Versteht sich jemand als Deutscher, auch wenn er nicht „deutschstämmig“ ist? Leistet er einen positiven Beitrag in dieser Gesellschaft? Das ist für mich das Maß.

Eine kleine Ergänzung noch zur Frage, warum die Lage in Deutschland anders ist als in den Nachbarländern. Das hängt meines Erachtens nicht nur mit der Einbürgerungspolitik zusammen, sondern auch damit, dass Deutschland keine Kolonialmacht gewesen ist wie Frankreich oder Holland. Diese Länder hatten den Kontakt zu Muslimen und muslimischen Gebieten früher als die Deutschen. Das trägt auch zur allgemeinen Lage bei.

Im Übrigen teile ich Ihre Meinung und Ihre Einschätzung, Herr Friedrichs. Manchmal werde ich komisch angeschaut, wenn ich sage: Es gibt in Deutschland deutsche Muslime. Dann kommt oft die Frage zurück: „Wie, deutsche Muslime? Sie meinen deutsch Eingebürgerte?“ Nein, deutsche Muslime, die deutschstämmig sind wie Sie und trotzdem den Islam angenommen haben. Die öffentliche Debatte hat den Islam als eine Migrationsreligion definiert. Das ist der Fehler. Alles was „islamisch“ erscheint, ist dann „nicht zu Deutschland gehörig“. So wird es dargestellt. Wir Muslime versuchen, genau das Gegenteil darzustellen. Wir sagen: Ich bin ein Muslim, ich bin ein Deutscher, ich lebe in dieser Gesellschaft, ich leiste meinen positiven Beitrag, ob kulturell, finanziell oder was auch immer. Ich tue meinen Teil dazu, und ich bin religiös.

Reinbold: „Deutsche Muslime“, das fällt vielen schwer. Sie haben von Ihrem Sohn erzählt, der gerne sagt: „Ich bin ein halber Syrer, ein halber Däne und ein ganzer Deutscher“. Das fällt vielen sehr schwer, auch und gerade in den türkisch- und arabischstämmigen Gemeinschaften. Wenn man sie fragt, was sie sind, dann sagen sie gern: „Ich bin Türke“. Oder. „Ich bin Araber“.

Al-Mousslie: Das ist eine Erziehungsfrage. Es kommt darauf an, wie man damit zuhause umgeht. Und man muss die Gemeinschaften auch verstehen, sei es die türkische, die syrische oder die arabische. Sie alle waren eine gewisse Zeit lang wirklich abgeschottet. Jahrelang hat man sie nicht als integrationswürdig gesehen, man hat die Integration nicht als Priorität betrachtet. Sie müssen nur einmal Protokolle aus den 70er Jahren lesen – die gleichen Probleme wie heute in den Integrationsräten! Kaum Finanzierung für notwendige Projekte, kaum Kultur, die für die Politiker nicht so attraktiv ist.

Ich finde: Wir setzen dafür viel zu wenig Zeit und Geld ein. Wenn wir uns jetzt nicht darum kümmern, werden wir später genau dieselben Probleme vorfinden, nur potenziert. Wie lange haben wir in Deutschland gebraucht, bis wir so weit waren, dass wir gesagt haben, dass die Förderung der Muttersprache gut ist, dass sie ein Teil des Charakters der Kinder ist und dass sie positiv ist für die Integration! Bis zum heutigen Tag hadern wir damit. Dabei gibt es Studien dazu. In den USA sieht man klipp und klar, dass die Muttersprache einer Familie mit Migrationshintergrund sehr positiv dazu beiträgt, dass ein Kind sich in der Gesellschaft einbringt, weil es auch fühlt: Ich bin Türke, ich bin Araber, ich kann Türkisch, ich kann Arabisch – aber gleichzeitig bin ich in dieser Gesellschaft.

Reinbold: Um diese kleine Runde abzuschließen. Herr Friedrichs hat gesagt, Verfassungspatriotismus wäre im Grunde ein guter Weg, nur ist er in Deutschland ungewohnt und mit Hindernissen zugestellt. Unsere Diskussion klingt für mich so, als sei es dennoch der richtige Weg, den man der großen Politik ans Herz legen sollte, auch wenn wir nicht die Vereinigten Staaten sind.

Mir fällt dazu immer der schöne Spot des DFB ein. Alle stehen am Buffet, und dann ruft einer: Kommt her, das Spiel fängt an – und man sieht diese bunte Mischung aus Menschen aller Herkunft und Hautfarben, die da zusammenkommt, weil ihre Kinder in der deutschen Nationalmannschaft spielen. Da funktioniert es, da ist es genau wie bei Ihnen, Herr Al-Mousslie. Der Herr Doktor soll was gegen das Zahnweh tun. Der Herr Özil soll Tore schießen. Darauf kommt es an.

Al-Mousslie: Das ist Sport. Sport kann wirklich viel zur Integration beitragen. Das ist schön, das immer wieder zu sehen. Wir brauchen das auch in anderen Bereichen des Lebens. Und wir sollten diese positiven Beispiele gezielt herausarbeiten. Ich denke, das kommt mit der Zeit

Wegner: Sport hat mit Leistung zu tun, und das ist für die Deutschen ein ganz hoher Wert. Wenn man nach der Wertorientierung der Deutschen fragt, dann ist ihnen „Gerechtigkeit“ wichtig. Und das heißt an erster Stelle „Gleichheit“ und an zweiter Stelle sofort: Leistungsgerechtigkeit. Leistung sorgt für Anerkennung. Das spielt in Deutschland eine ganz große Rolle.

Al-Mousslie: Genau. Die Frage: Was kannst du? ...

Wegner: Ja. Wie bringst du Leistung? Wie effizient bist du? Das führt zur Anerkennung.

VII Begegnung mit Menschen anderer Religion – hat sie positive oder negative Wirkungen?

Reinbold: Herr Friedrichs, ich will noch einen Punkt ansprechen, der mich irritiert hat. Viele Studien sagen, dass persönliche Kontakte zwischen den Religionsgemeinschaften wichtig sind, auch Ihre Studie sagt das. Im Religionsmonitor steht jetzt allerdings etwas anderes: „Die Daten zeigen, dass die Wirkung tatsächlicher Kontakte mit Angehörigen anderer Religionsgemeinschaften entweder unbedeutend oder negativ ist.“ Schadet der interreligiöse Dialog? Sind wir auf dem Holzweg?

Friedrichs: Ich glaube auf gar keinen Fall, dass der interreligiöse Dialog schadet. Von meiner Seite aus würde ich Entwarnung geben. Der Religionsmonitor hat in der Tat etwas festgestellt, das der klassischen These der positiven Wirkung von Kontakten entgegensteht: Wenn sehr viele Menschen in meiner unmittelbaren Umgebung eine andere religiöse Zugehörigkeit haben als ich, dann habe ich weniger Vertrauen in diese Menschen als wenn ich in einem religiös homogenen Umfeld leben würde, wo die meisten Menschen der gleichen Religion angehören wie ich selbst. Allerdings weisen zahlreiche sehr gute und sehr fein ausgearbeitete Studien die positive Wirkung von Kontakten nach. Sie unterscheiden sehr genau zwischen verschiedenen Arten von Kontakten: Wo finden sie statt, wie häufig finden sie statt, wie werden sie bewertet? Auch wir haben das in unserer Untersuchung von 2010 so gemacht, und auch da kam heraus, dass Kontakte einen sehr starken, positiven Einfluss haben. Übrigens werden auch Kontakte zu Muslimen mehrheitlich positiv bewertet. Negative Erfahrungen, die negative Haltungen hervorbringen, scheint es wirklich nur sehr selten zu geben.

Nichtsdestotrotz muss man das Ergebnis des Religionsmonitors natürlich Ernst nehmen und muss fragen, woran das liegen mag. Zurzeit kann man, das muss man ehrlich sagen, nur spekulieren. Ich könnte mir vorstellen: Wenn jemand in einem Umfeld wohnt, in dem sehr viele Menschen eine andere religiöse Zugehörigkeit haben als er selbst, dann entstehen eher Gefühle von Bedrohung. Man hat das Gefühl, in die Minderheit zu geraten. Auf diesen Punkt müssen wir wahrscheinlich stärker achten: Wie sind die Mehrheitsverhältnisse? Solange ich in der Mehrheit bin, geht das besser mit den Kontakten. Wenn ich aber auf einmal in die Minderheit gerate, dann ziehe ich mich eher zurück, aus Angst möglicherweise. Auch wäre vorstellbar, dass jemand, der in einem religiös sehr vielfältigen Umfeld lebt, eine Orientierungslosigkeit spürt, die dazu führt, dass er versucht, seine eigene Identität zu kräftigen.

Reinbold: Ich fasse zusammen: Man muss das genauer untersuchen, aber einstweilen würden Sie sagen, dass es gute Gründe dafür gibt, dass Kontakte eine positive Wirkung haben. Herr Al-Mousslie, wie ist Ihre Erfahrung?

Al-Mousslie: Ich habe eher positive Erfahrungen. Ich denke auch, dass es eine Rolle spielt, warum man ein interreligiöses Gespräch führt. Wenn es aus der Not heraus entsteht, wenn es Probleme gibt und dann Gespräche geführt werden, dann bleiben diese Gespräche immer mit dem Problem verbunden. Aber wenn man aus Eigeninitiative aufeinander zugeht, sei es Christen auf Muslime oder auf Juden oder umgekehrt, dann ist es für alle Beteiligten entspannt. Man weiß: Ich bin hier, um den Anderen kennen zu lernen, um über mich zu informieren. Das ist ohnehin ganz wichtig, dieses: Ich bin da, ich informiere über mich. Da, glaube ich, sollten wir ansetzen: Was geben wir unserer Gesellschaft? Das müssen wir nach außen bringen.

Reinbold: Das hieße dann auch, dass Muslime deutlicher darstellen müssten, was sie Gutes tun, nicht bloß für die muslimische Gemeinschaft, sondern für das Gemeinwohl?

Wegner: Vielleicht fragen wir aber auch in die falsche Richtung. Meines Wissens sind die positivsten Kontakte nicht die, wo man sich gegenseitig Irgendetwas erklärt. Sondern die positivsten Kontakte sind die Begegnungen auf der Arbeit. Bei VW gibt es, so viel ich weiß, keine Integrationsprobleme mehr. Da ist unheimlich viel getan worden, nicht nur bei VW, sondern generell in der Arbeitswelt. Da, wo man gemeinsam etwas Drittes macht, da gibt es gute Möglichkeiten. Vielleicht müsste man diese Ebene noch besser fördern. Das Reden über solche Themen ist eine Dimension, die viele Menschen gar nicht so interessiert.

Al-Mousllie: Das ist eine unbewusste interreligiöse Ebene, die man eigentlich kaum wahrnimmt. Wie Leute miteinander umgehen. Wie ich mit meinen Patienten umgehe. Wie meine Patienten mit mir umgehen. Niemand sagt: Sie sind Muslim, ich bin Christ ...

Reinbold: Ist es Ihnen schon einmal passiert, dass jemand kommt und sagt: „Also, Herr Doktor, das muss ich Ihnen jetzt einmal sagen: Ich habe über Muslime immer gedacht, na ja, nichts Gutes – aber Sie ...“?

Al-Mousllie: Es kommt schon einmal vor, dass jemand irgendein Statement von mir in der Zeitung gelesen hat und wir dann darüber diskutieren. Aber selten kam jemand, der sagte: „Ich habe immer so Schlechtes gedacht von den Muslimen“, sondern die meisten kommen und sagen: „Ich finde es gut, dass Sie das gesagt haben, dass Sie das gemacht haben.“ Das ist ein Feedback, das für mich wichtig ist, weil es oft ein Anfang eines Gesprächs ist, und ich glaube: Viele haben Hemmungen, überhaupt ein Gespräch anzufangen.

Eines der Themen, die leider Gottes sehr negativ diskutiert werden, ist die Kopftuchfrage. Es wurde immer so dargestellt, dass es eine politische Sache ist oder dass die Frauen, die ein Kopftuch tragen, nicht richtig Deutsch können. Manche haben meine Frau so angesprochen: „K ö n n e n S i e m i c h v e r s t e h e n ?“ Und dann hat sie geantwortet, und dann waren sie baff: „Oh, sie kann ja Deutsch!“ Solche Vorurteile entstehen durch diese öffentlichen Debatten, die leider nicht alles richtig darstellen. Da müssen wir sehr aufpassen. Ich bin allerdings der Überzeugung, dass es eine positive Veränderung gibt. Wir sind noch nicht am Ende, aber eine Veränderung gibt es. Diese interreligiöse Ebene unter uns Menschen, das ist eigentlich die wahre Ebene, die wir haben.

Friedrichs: Eine kleine Ergänzung. Tatsächlich stellen wir fest, dass die alltäglichen Kontakte im Familien- und Freundeskreis, auf der Arbeit, dass diese Kontakte Vorurteile wirklich stark abbauen und positive Einstellungen fördern – und zwar deutlich stärker, als wenn ich mich nur informiere über eine andere Religion. Zwar hat auch das einen gewissen Einfluss, aber er ist deutlich schwächer. Es geht wirklich darum, Menschen kennen zu lernen, ihnen im alltäglichen Leben zu begegnen. Ich glaube, das ist ganz wichtig.

Al-Mousllie: Ich kann das nur bejahen. Es ist wirklich so etwas von wertvoll für die Menschen, zu sehen – und das ist für mich persönlich wichtig, das hier noch einmal zu betonen –, dass ein religiöser Mensch trotzdem sozial voll integriert ist. Religiös zu sein, das bedeutet nicht, dass er irgendwo in der Moschee oder in der Kirche alleine sitzt und betet, sondern er ist voll dabei.

Reinbold: Herzlicher Dank für das Gespräch!

Redaktion und Kontakt:

Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers
Haus kirchlicher Dienste, Kirche und Islam
Prof. Dr. Wolfgang Reinbold
reinbold@kirchliche-dienste.de
Tel. 0511 – 1241-972
www.kirchliche-dienste.de